

# Wesen und Bedingungen der Buchillustration : ein Brief des Vorsitzenden der Bernischen Kunstgesellschaft

Autor(en): **Vinassa, W. / Stickelberger**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen  
Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des  
Bibliophiles**

Band (Jahr): **1 (1944)**

Heft 1

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-387469>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

que j'ai de la cirrhose, je me demande comment qu' j'ai attrapé ça. Enfin, le docteur me fait prendre des gouttes matin et soir, mais comme c'est bien mauvais, je mets les premières dans un chambéry-fraise et les secondes dans un picon-citron.» Et Besombes que nous appelions Bébert, qui portait une coquine de barbiche. Il était calé en diable sur les incunables et les classiques du XVIe, personne ne pouvait le battre là dessus. Il m'a vendu un jour un splendide exemplaire de la Chronique de Nuremberg, Seigneur! Si je pouvais le retrouver! Et le gentil Chrétien, du Faubourg St-Honoré, qui avait de si belles reliures à l'étalage et qui possédait un admirable album d'aquarelles suisses qu'il ne voulut jamais vendre. Et Lucien Gouguy dont la bibliothèque fit une si belle vente, Gouguy qui répondit une fois à un ahuri qui lui demandait s'il avait des romans policiers: «Je suis un *libraire*, Monsieur, je ne suis pas un marchand de livres.» Et Lemeunier qui tenait échoppe sous un auvent à la rue du Four, dans le 6e, Lemeunier qui était encore plus sale qu'il n'est permis à un libraire de l'être, mais qui possédait un splendide Voltaire de Kehl en maroquin aux armes, en reliure française, ce que je n'ai jamais revu depuis. Et de Nobèle, dit Nono, qui était plus souvent aux «Deux Magots» que dans sa boutique. Il y avait aussi les étrangers qui venaient aux ventes: De Meuleneere arrivait de

Bruxelles, toujours en bisbille avec son ami Meyer-Elte d'Amsterdam, d'autres débarquaient de Londres, voire même des lointaines Amériques, pays fabuleux où le dollar abonde, de sorte qu'il y avait grande liesse chez les libraires qui les soulageaient du trop plein de leurs escarcelles. Et mon cher Denis qui est mort récemment, Denis qui aimait les livres de fleurs et de petites bêtes (Redouté n'avait pas de secrets pour lui), mais qui aimait aussi un peu trop le vin blanc. Nous en bûmes un coup ensemble dans un petit bistro du quai Voltaire lorsque je quittai Paris en 1940, peu de jours avant la «grande tristesse». Nous nous donnâmes rendez-vous au même endroit pour après la guerre. Hélas, Denis, si je n'ai pas été te rejoindre avant, je serai seul à ce rendez-vous. Mais plus que de tous les autres, j'aurais voulu vous parler d'un vieux bouquiniste qui, durant plus de vingt-cinq ans, ne quitta guère sa boutique de la rue Guénégaud, à côté de la Monnaie dont les presses faisaient un bruit assourdissant. Un vieux bouquiniste coiffé d'une calotte, toujours la plume à la main à écrire des fiches érudites, un vieux bouquiniste qui ne connaissait rien de plus beau au monde qu'un livre. C'était mon père ...

Voici ce que j'aurais voulu écrire, mon cher Docteur, si je savais raconter des histoires et si je n'étais pas si paresseux ...

## *W. Vinassa | Wesen und Bedingungen der Buchillustration*

Ein Brief des Vorsitzenden der Bernischen Kunstgesellschaft

Lieber Herr Stickelberger,



inen kleinen Beitrag zu den ersten Nummern unserer Zeitschrift wünschen Sie von mir? Seit langem beschäftigt mich der Gedanke über Wesen und Bedingungen der Buchillustration. Durch Ihren Wunsch zwingen Sie mich, mir Klarheit über diese Kunstart zu verschaffen, in der ich seit Jahren Versuche angestellt habe. Ich muß mit einer Beichte beginnen:

Als Bewunderer Bodonis ging ich zuerst davon

aus, eine formal schöne Buchseite durch eine genaue Berechnung des Satzspiegels und der Ränder nach den alten klassischen Gesetzen zu erhalten. Die eingestreuten Zeichnungen sollten diese Harmonie nicht stören, sondern dem Ganzen einen Rhythmus geben, der im Einklang mit dem Text zu stehen hatte. Die Fragen, ob die Illustration innerhalb des Satzspiegels oder über diesen hinausgehen sollte, die Schwere und Dichte der Zeichnung und des Striches, die Angleichung der Schrift an die Zeichnung, die Wahl des Formats, des Schriftgrades und der Schrift selber beschäftigten mich in erster Linie. Satz und Bild sollten jene wohltuende Einheit nach dem unerreichbaren Vorbild Bodonis erhalten. Ich erkannte

nur zu rasch, daß diese rein formale Betonung zu einer ausschließlich ästhetischen und bei Wegfall jener inneren Spannung zu einer dekorativen Angelegenheit werden konnte. Ich kam nicht über eine klassizistische Nachahmung, wenn auch mit modernen Abwandlungen, hinaus. Auffallend war mir bei all der Beschäftigung mit formalen Problemen der Widerstand der Künstler gegen das Einspannen in solche enge Grenzen. Jeder war nach den vielen zu überwindenden Schwierigkeiten froh, wieder zur «freien Malerei und Zeichnung» übergehen zu können. Das machte mich stutzig. Die rein formalen Probleme, die Überwindung der inneren Spannung zwischen der freien Zeichnung und der starren Schrift, zwischen Buch- und Steindruck oder Aquatinta, die Wahl eines besonders schönen Papiers, Einbandes usw. genügten demnach nicht, um dem Ziele näher zu kommen. Die wirkliche Einheit konnte daher auf dem Wege der äußeren Harmonie, der «mise en page», des Rhythmus, nicht gefunden werden. Es mußte eine geistige Einheit zwischen dem literarisch und bildhaft Ausgedrückten gesucht werden, als einer neuen Kunstschöpfung. Auch Bodoni konnte nicht immer befriedigen; hatte doch der große Meister oft langweilige Texte in vollendeter Form zu drucken, so daß das Ganze trotz aller Schönheit unerfreulich war. Ich mußte mir daher die Frage vorlegen, ob ich nicht einen begabten Künstler suchen sollte, der gleichzeitig schreiben und zeichnen könne. Allein die vielen Beispiele der «Malerdichter» bewiesen mir, daß auch das nicht der richtige Weg sei, da solche Künstler meistens die eine Kunstart auf Kosten der anderen betreiben, d. h. entweder in einem schlechten Stil schreiben oder zu gedanklich zeichnen. Wir haben ja viele Beispiele unter den neuesten Erscheinungen. Solche Werke können wohl nur handschriftlich und ungewollt entstehen, wie «Noâ Noâ» von Gauguin.

Ich versuchte denn auch, mit zwei Kunstschaffenden zu arbeiten, die einander aus Freundschaft oder Verwandtschaft näherstanden. Es entstanden gute Arbeiten, doch nicht allein aus ihrer verwandtschaftlichen oder freundschaftlichen Beziehung. Eine Anpassung von Schriftsteller und bildendem Künstler ergab leider zu oft, daß der Zeichner das Bildhafte aus dem Text entnahm und daß er wirklich nur illustrierte, d. h. seine künstlerische Erregung entstand unmittelbar durch den Schriftsteller; er zeichnete diesem nach. Ich wurde mir klar, daß dies nicht der

richtige Weg sei. Denn entweder sprach der Dichter in Bildern, so daß der Leser sie in seiner Phantasie nachempfinden konnte, und dann war jede Beifügung von Zeichnungen unnötig, ja in den meisten Fällen hemmend; oder der Zeichner frischte das zu wenig Bildhafte des Textes durch zufällige, bildhafte Zeichnungen auf. Es entstanden dann jene langweiligen Bücher, wie die Ausgabe «Jeremias Gotthelf» von Zahn, der jede innere Einheit abgeht.

Ich verstand, daß viele Künstler es vorziehen, ihre Gefühle und Erlebnisse in Zeichnungen, Skizzen auszudrücken, ohne jeglichen Text. So entstanden die Tagebücher von Gunter Böhmer, die nun von den Oltener Bücherfreunden mit Hilfe großzügiger Kunstfreunde herausgegeben werden; so die Skizzenbücher der Maler und Graphiker, die jedoch nur für sie selbst entstanden und nicht ohne weiteres als Kunstwerk anzusprechen sind, da dieses zum Betrachtenden sprechen soll, universalen Charakter tragen muß. Aus diesem Grunde antwortete mir Cuno Amiet einst auf meine Bitte, seine Erinnerungen an Franz Buchser und Hodler durch eigene Zeichnungen zu ergänzen: «Meine Erlebnisse gebe ich in meinen Bildern weiter, ich kann nicht malen und schreiben zugleich.» –

Die Musik wies mich auf den mir richtig scheinenden Weg: Das vertonte Lied, in dem Text und Musik sich zu einer neuen Einheit verschmelzen, mußte die Lösung geben, im Gegensatz zur Oper, in der Libretto und Musik oft so wenig im Einklang stehen. Versuche, wie sie eine graphische Gesellschaft machte, dadurch daß der Künstler in die Zeichnung einen Text hineinschrieb, waren natürlich keine Lösung.

Nach meiner Erfahrung und Überlegung kann demnach das illustrierte Buch als eigenartige Kunsterscheinung nur als ein zu erreichendes Ziel betrachtet werden, ein fernes Ziel, das wohl selten erreicht wird. Die Voraussetzung dazu aber ist, daß Schriftsteller und Künstler unabhängig voneinander aus unmittelbarer, künstlerischer Erregung heraus ihr Kunstwerk schaffen und gemeinsam die formale Einheit suchen. Daß es nicht ohne Schwierigkeiten, Kämpfe und Spannungen abgeht, ist offensichtlich. Der bildende Künstler darf nicht nachempfinden; er muß, durch den Dichter angeregt, selbständig schaffen. Man denke an das vertonte Gedicht, an das Schillerische «An die Freude» und die Beethovensche «Neunte», an die Gedichte von Keller und die

Lieder von Schoeck, an das «Miroir de Jésus» von Henri Ghéon und die Steinzeichnungen von Carl Walser. Als sprechendes, gutes Beispiel erscheint mir die «Schwarze Spinne», illustriert von Gunter Böhmer, in der die ganze Leidenschaftlichkeit Gotthelfs und dessen Beschreibung der Not aus der Pestzeit den Künstler an die gegenwärtige, schaurige Tragödie der Menschheit erinnerte. Wie für Gotthelf die «Schwarze Spinne» aus innerer Notwendigkeit entstand, mußte sich der Künstler, der sie neu illustrierte, die innere Span-

nung in der er sich zur Zeit befindet, von der Seele zeichnen. Dadurch entstand ein wirkliches, neues Kunstwerk.

Damit habe ich Ihnen, Herr Präsident, auch meine inneren Nöte als Herausgeber «en miniature» illustrierter Bücher kundgegeben. Ich weiß nicht, ob dieses Schreiben Ihnen für die Zeitschrift tunlich erscheint.

Mit besten Grüßen

Ihr W. Vinassa.

## *Cécile Lauber | Meine Beziehung zum «schönen Buch»*

### Noch ein Brief

Hochgeehrter Herr Doktor!

Sie wünschten ein Bekenntnis meiner inneren Beziehung zum «schönen Buch» zu erhalten. Ich gestehe, daß Sie mich dadurch in eine gewisse Verlegenheit versetzen. Ist das Schöne an sich schon ein Rätsel, so wird es, wenn es sich um ein Buch handelt, erst recht zum Geheimnis. Kann doch Form Gehalt vortäuschen, Inhalt die Form vergessen lassen. Wenn beide übereinstimmen, ergibt sich daraus die reinste Freude.

Jedoch mein auf das Malerische eingestelltes Auge ergötzt sich oft schon an einer Täuschung. Und wenn die Abendsonne auf den zinnoberroten Pappband meines Dostojewski fällt, glüht auch mein Herz auf vor Freude.

Wohl haben gewisse Buchformen mich stets zu fesseln vermocht. Das schlanke Format der Dombücherei wurde vor meinem geistigen Auge zum langgestreckten Säulenpfeiler, der Jakob Böhmes Worte oder die des Theophrastus Paracelsus bis in die Wolken hob. Aber daneben liebte ich auch den dickleibigen Schweinsledereinband einer Bibel aus dem Jahre 1764, an dem noch das Ende einer halben Schnalle hängt. Ich muß aber gleich hinzufügen, daß mich die vertrockneten Rosenblätter und die kindlichen Scherenschnitte aus unbekannter Hand, die sich zwischen seinen vergilbten Seiten aufbewahren, ebenfalls auf tiefste ergriffen haben.

Als junges Mädchen mit knappem Taschengeld pflegte ich mir die Kostbarkeiten der Welt-

literatur in Reclamausgaben anzuschaffen. Jene, die meine Zuneigung erwarben, wanderten später wieder zum Buchbinder, wo sie ein Gewand aus sogenanntem «Kunstpapier» erhielten, was aus ihnen etwas Neues und Fremdartiges machte.

Später gelangte die «Shakespear Ausgabe des Herrn Wieland» in meinen Besitz und entzückte mich durch ihre Fußnoten und durch die Vignetten von der Hand Salomon Geßners.

Als mir mein Gatte eines Tages die eigenen «Gedichte» entwendete, um sie mir später wieder, von einem Pariser Künstler handgebunden, auf meinen Schreibtisch zurückzulegen, war aus ihnen selbst für den Autor ein Geheimnis neuer Art geworden. Ich öffnete das Buch. Weich und schwer wie der gutgeölte Deckel einer Truhe fiel der Einband zur Seite. Diese Bewegung blieb als freudiger Schreck in meinem Innern haften.

Und heute nun habe ich das Vergnügen, mein letztes Buch, die «Musiker-Bildnisse», von den Oltener Bücherfreunden bibliophil herausgebracht zu bekommen. Der Prospekt spricht von drei verschiedenen Ausgaben. Man verheißt eine Ausgabe A in «Ganzoasenziegenleder mit Rücken- und Deckelvergoldung, Steh- und Innenkantenvergoldung, Kopfgoldschnitt auf Zerkall-Bütten abgezogen, in Molton-gefüttertem Schuber».

Sie glauben nicht, verehrter Herr Doktor, was diese kopfvergoldeten Ganzoasenziegen in mir für eine Neugier und Spannung hervorzurufen vermögen! Ganz Tibet wandert durch meine Vorstellung, obwohl ich ja gar nicht weiß, ob